

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 15

Artikel: Der Weltkrieg

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33512>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

Mit den Beilagen: **Literaturblatt** (monatlich) und **Mitteilungen der Eidg. Militärbibliothek** (vierteljährlich).

LXIII. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXIII. Jahrgang.

Nr. 15

Basel, 14. April

1917

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich für die Schweiz Fr. 5.—, fürs Ausland Fr. 6.50. — Bestellungen direkt an **Beno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel.** — Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzeile. — Nachdruck nur mit ausführlicher Quellenangabe gestattet.
Verantwortlich für die Herausgabe des Blattes i. V.: **K. Schwabe.**

Inhalt: Der Weltkrieg. — Was muß nach dem Frieden bei uns geschehen? V u. VI.

Der Weltkrieg.

2. Die Hindenburglinien.

Man hat die neuen Stellungen, die von den deutschen Truppen bei ihrer Umgruppierung zwischen der Scarpe und der Aisne mutmaßlicherweise bezogen worden sind, mit dem Namen „Hindenburglinien“ belegt. Dieses will und kann vorläufig soviel bedeuten, daß der Entschluß zu dieser Umgruppierung von Hindenburg ausgegangen ist und daß die allgemeine Festsetzung der neuen Stellungen oder, mit anderen Worten, das Maß des deutschen Rückzuges gleichfalls den deutschen Generalstabschef oder seinen ersten Generalquartiermeister Ludendorff zum Urheber hat. Das ist alles auch ganz klar, denn Anordnungen von solch tiefgreifender Bedeutung wie die Zurücknahme einer Jahre lang mit äußerster Zähigkeit und Tapferkeit verteidigten, mit den wirkungsfähigsten artilleristischen Kalibern bestückten und mit allen Chikanen modernster Befestigungskunst ausgebauten Verteidigungsstellung, erfolgen sie nun wegen des gegnerischen Druckes oder aus freiem Entschlusse, pflegen in der Regel nicht von einem Heeresgruppen- oder gar Abschnittskommando auszugehen, sondern es muß hierfür schon die höchste Vorschlagsstelle, und das ist eben der Chef des Generalstabs der Armeen im Felde, die Verantwortung übernehmen. Klar ist ferner, daß diesem Entschlusse eine bestimmte Absicht zu Grunde gelegen hat, und heute noch liegt, denn Führer vom Schlage Hindenburgs und Ludendorffs unternehmen wie Blücher und Gneisenau oder überhaupt wirkliche Feldherren sowieso nichts ohne bestimmte Veranlassung, geschweige denn eine Bewegung von solch moralischer Tragweite. Noch nicht abgeklärt ist aber der Zweck, der mit dieser Umgruppierung erstrebt wird, und der Grund, warum sie überhaupt erfolgt ist. Noch nicht abgeklärt, wenigstens für den nicht direkt Eingeweihten, sind ferner der genaue Verlauf und die Lage der Hindenburglinien. Hierüber bestehen und können nur, sofern man es ehrlich zugeben will, Vermutungen bestehen, Vermutungen, die allerdings bezüglich des Stellungenverlaufs so gut fundiert sind, daß man sie als höchst wahrscheinlich bezeichnen darf.

Hiernach würden diese Hindenburglinien markiert durch die hier schon zu verschiedenen Malen

genannten Punkte Cambrai, St. Quentin und Laon. Für diese Wahrscheinlichkeit sprechen folgende Erwägungen. Alle drei Punkte liegen auf der Sehne des nach Westen ausbiegenden Bogens, den die früheren deutschen Stellungen beschrieben haben und dessen Scheitelpunkt von Roye-Lassigny gebildet worden ist. Cambrai sperrt den Scheldeinschnitt und die über Valenciennes an die belgische Grenze führenden Straßen und Bahnlinien. Bei St. Quentin dominiert man das Tal der Somme und das zwischen dieser und der Oise liegende Plateau. Laon ist der Vereinigungspunkt der Verbindungen, die aus dem Hügelgewirr, das sich zwischen der Oise und der Aisne ausbreitet, heraustreten und gleichfalls gegen die Grenze Belgiens verlaufen. Ueber Cambrai-St. Quentin liefen 1914 beim deutschen Vormarsch an die Marne die Bewegungslinien der Armee Kluck, zwischen St. Quentin und Laon die der Armee Bülow. Mit anderen Worten, der ganze zwischen der Scarpe und der Aisne liegende Raum bildete das Durchzugsgebiet des deutschen rechten Flügels. Je mehr der jetzige britisch-französische Vormarsch sich diesen drei Punkten genähert hat, um so langsamer ist sein Tempo geworden, um so stärker auch der deutsche, namentlich artilleristische Widerstand. Das läßt weiter darauf schließen, daß die britischen wie die französischen Vortruppen zum Teil schon in den Wirkungsbereich der deutschen schweren Batterien gelangt sind, und daß ein weiterer Vormarsch kaum möglich ist ohne die Mitwirkung des eigenen schweren Geschützes. Im übrigen bildet der ganze Raum, in dem sich mutmaßlicherweise die Hindenburglinien befinden, ein fast in jedem Jahrhundert begangenes Kriegsgebiet. Ganz abgesehen von früheren Zeiten hat er am Ende des 18. Jahrhunderts im Kriege der ersten großen Koalition gegen die junge französische Republik eine gewisse Rolle gespielt, weil im Jahre 1793 die Verbündeten unter der Führung des Herzogs von Koburg hier den allerdings nicht geglückten Vormarsch auf Paris gesucht haben. Noch mehr ist er dann im 19. Jahrhundert während der zweiten Periode des deutsch-französischen Kriegs in die Erscheinung getreten. Zwischen der Somme und der Oise unternahm Faidherbe mit der neugebildeten französischen Nordarmee seinen letzten Versuch zum Entsatz des belagerten Paris, der am 19. Januar 1871 zur Schlacht von St. Quentin

geführt hat. Die Schlacht ist damals für das frisch-gefügte französische Heer verloren gegangen, weil Goeben in genialer Ausnützung der Situation den rechten Flügel Faidherbes zu umfassen und seine Rückzugslinien zu bedrohen verstand. Heute stehen sich auf dem gleichen Boden wiederum deutsche und französische Truppen gegenüber, nur sind die Fronten vertauscht. Die deutschen Angreifer von damals sind jetzt in der Verteidigung und die Angriffssinitiative liegt auf der französischen Seite. Aus diesen kriegsgeschichtlichen Reminiszenzen erhellt neben anderem am besten, welcher mächtigen moralischen Antrieb der deutsche Rückzug und damit die Möglichkeit zu eigenem Vormarsche dem gesamten französischen Volk und Heer hat verleihen müssen. Er ist umso höher einzuschätzen, als er sich nicht in lärmenden Freudeausbrüchen geäußert hat, sondern in der stillen Bezeugung des gegenseitigen Vertrauens.

Ungleich schwieriger ist es die mutmaßlichen Absichten zu fixieren, die die deutsche Heeresleitung mit ihrer Umgruppierung bezweckt, sowie die Gründe festzustellen, warum dieselbe vorgenommen worden ist. Mit Formeln und Phrasen ist da allein nicht auszukommen. Beide zusammen bilden einen zu wenig schlußsicheren Untergrund und beweisen noch keineswegs die Genialität des Schachzuges. Auch wird man gerade auf deutscher Seite der Lehre des großen Meisters Moltke eingedenk sein, daß man beim Gegner stets die an und für sich zweckmäßigste Aushilfe voraussetzen hat. So begnügt man sich wohl am besten mit den nüchternen Erwägungen, die noch in der Regel strategische und taktische Rückwärtsgruppierungen veranlaßt haben und deren Wiederholung man sich hier schenken kann, weil sie schon zu verschiedenen Malen erörtert worden sind. Einer Möglichkeit soll aber doch gedacht werden und das ist die, daß man vielleicht aus Verlustrücksichten durch die Kunst des Manövers zu erreichen sucht, was der Wucht des direkten Schlages versagt geblieben ist. Das ist eine Erscheinung, die noch jede längere Kriegerperiode gezeitigt hat und die ganz besonders deutlich im Dreißigjährigen Kriege und gegen das Ende des Siebenjährigen Krieges hervorgetreten ist.

CXLIX. Die Revolution in Rußland und die allgemeine Kriegslage.

Bis jetzt hat die Staatsumwälzung, die in Rußland auf verhältnismäßig sanfte Weise den bisherigen Czar vom Throne entfernt und eine provisorische Regierung an seine Stelle gesetzt, von der man zur Zeit noch nicht recht weiß, ob sie eine republikanische Form bekommen oder die monarchische beibehalten wird, auf die allgemeine Kriegslage und den Gang der Ereignisse noch keinen operativ spürbaren Einfluß ausgeübt. Bei der politisch wie religiös ausnahmsweisen Stellung, die sonst der Inhaber der Czarenwürde in Rußland einnimmt, und dem trotz Duma stark autokratischen Regime, das auch der gestürzte Nikolaus II. geführt hat, hätte man sonst meinen sollen, daß sich die Rückwirkung auf Heer und Flotte in kürzerer Zeit und auf eine ausgesprochenere Weise fühlbar machen würde. Wenigstens ist das zu anderen Zeiten so gewesen. Als während des Siebenjährigen Krieges im Januar 1762 die russische Kaiserin Elisabeth das Zeitliche segnete, war ihr Nachfolger auf dem

Czarenthron, der für König Friedrich II. und preußisches Soldatenwesen überhaupt eingenommene Peter III. rasch bereit, mit Preußen nicht nur einen Separatfrieden zu schließen, sondern überdies noch unter General Czernitschew ein Hilfskorps von 18,000 Mann zu stellen. Allerdings war das Bündnis nicht von langer Dauer. Czar Peter wurde schon am 9. Juli des gleichen Jahres 1762 von seinem Throne entfernt und zwar nicht auf so konziliante Art wie Nikolaus II., sondern Gift, Servietten, Bettkissen und Stiefelabsätze haben dabei eine ziemlich unrühmliche Rolle gespielt. Neun Tage später, kurz vor dem Beginn der Schlacht bei Bunkersdorf, mußte Czernitschew dem Könige die Meldung von der Thronbesteigung Katharinas und dem soeben erhaltenen Befehle machen, mit seinen Truppen sofort nach Rußland abzumarschieren. Es gelang zwar damals der königlichen Ueberredungskunst den russischen General zu bestimmen, mit seinem Korps noch drei Tage gewissermaßen als Zuschauer Gewehr im Arm im Lager zu bleiben, so daß die Oesterreicher den Eindruck bekamen, das russisch-preußische Bündnis habe seinen weiteren Bestand, doch hatte Czernitschew das volle Bewußtsein, daß er bei diesem Geschäft unter Umständen seinen Hals riskieren könne.

Bei den immer noch verworrenen und nur schwer entwirrbaren oder sonst tendenziös nach der einen oder der anderen Seite gefärbten Berichten, die jetzt über Rußland und seine innere Lage im Umlauf sind, ist es natürlich sehr schwer zu bestimmen, welchen Einfluß die Staatsumwälzung auf die russischen Heere und Flotten ausüben wird. Selbstverständlich ist, daß man auf Seiten der Entente erwartet, er möchte für die Weiterführung des Krieges günstig sein, während von Seiten der Zentralmächte das Gegenteil der Fall ist. Denn das muß ohne weiteres zugegeben werden, ein Abfall Rußlands, der Abschluß eines Separatfriedens, wie er während des Siebenjährigen Krieges erfolgt ist, oder auch nur ein Nachlassen in der bisherigen Kriegsenergie müßte bei der gegenwärtigen Lage für die übrigen Glieder der Entente einen ebenso schweren Schlag bedeuten, wie er den Zentralmächten willkommen sein dürfte. Wenn Rußland an seiner europäischen Front vielleicht auch nicht mehr zu einer Offensive auf ganzer Linie schreitet, so bindet es doch so viel gegnerische Kraft, daß das allein schon einen maßgebenden Faktor für die weitere Kriegführung ausmacht. Von unermeßlicher Bedeutung müßte aber sein, wenn die gegenwärtige Umwälzung der bisherigen kriegerischen Energie noch einen Zuwachs zuführen sollte, oder vielleicht auch nur eine Persönlichkeit, die den russischen Soldaten in einer Weise zu fassen versteht, wie das Suworow oder Skobelew eigen gewesen ist.

Aus allen diesen Erwägungen heraus erklärt sich auch, warum zur Zeit eine solche Menge von Offensivproblemen die Blätter füllen und warum besonders das Gerücht von einer demnächstigen deutschen Offensive an der Dünalinie mit der Richtung auf Petersburg immer und immer wieder serviert wird. Trotzdem ist viel wahrscheinlicher, daß augenblicklich die Umwälzung in Rußland auf Offensivbestrebungen eher hemmend als fördernd wirken muß, zum mindesten was solche auf den europäischen Kriegsschauplätzen betrifft. Offensivbetätigungen der Zentralmächte, gemeint sind natürlich solche größeren Stils, riskieren unter Um-

ständen noch latente Kräfte panslawistischer Empfindung wachzurufen und damit die russische Kriegsenergie aufs neue zu beleben, ganz abgesehen davon, daß auf dem östlichen Kriegsschauplatze Witterung und Geländezustand größeren Truppenbewegungen noch keineswegs günstig sind. Offensivabsichten der Entente verbieten sich vorläufig aus dem Grunde, weil man ohne ganz klar zu sehen, über seine Reserven nicht frei verfügen kann und vorzeitig auch wohl nicht verfügen will. So ist es keineswegs unmöglich, daß auf den europäischen Kriegsschauplätzen die schon längst in Aussicht gestellte große Offensive noch weiter auf sich warten läßt und daß ihr Eintritt, ihre örtliche und operative Gestaltung davon abhängt, wie sich zur Zeit die Dinge in Rußland gestalten.

Der ganze Vorgang liefert aufs erneute den Beweis, wie sehr im Kriege die Entwicklung der Operationen von den Umständen abhängig ist, und wie wenig es daher möglich ist, die Gestaltung der Kriegführung auf weite Zeit im voraus zu bestimmen. Wer diesen Faktor unberücksichtigt läßt, der wird je länger je mehr in Widersprüche und Irrtümer verstrickt werden. —t.

Was muß nach dem Frieden bei uns geschehen?

V.

Wohl kein Mensch bei uns hatte die ungeheure Bedeutung auch nur entfernt geahnt, welche die technischen Hilfsmittel des Krieges erlangen würden, als 1914 die Armee sollte die Probe leisten auf das, was in jahrzehntelanger Arbeit war aufgebaut worden. Wohl war die Bedeutung der schweren Artillerie des Feldheeres erkannt. Wohl hatte der russisch-japanische Krieg die Ansichten über die Feldbefestigung und ihren Wert geändert. Aber man glaubte nach dessen Erfahrungen auch, der permanenten Befestigung wieder mehr Lebenskraft zusprechen zu sollen, nachdem Port Arthur mit geringen Mitteln so lange den heftigsten Anstürmen hatte widerstehen können. Es gab auch viele Stimmen, die den dortigen Erfahrungen nicht allzu große Bedeutung wollten beigemessen wissen, weil dort die Verhältnisse so ganz andere seien, als sie je auf europäischen Kriegsschauplätzen würden sein können. Man war auch all' dem dort gesehenen „Neuen“ gegenüber skeptisch, weil man kurz vorher die Irrungen des Burenangriffes durchgemacht hatte.

Gewisse Einflüsse aber machten sich doch auch bei uns, wie bei den umliegenden Armeen geltend, nur entsprechend unserer finanziellen Leistungsfähigkeit zögernder und in geringerem Maße. Ihre Folge war die Einführung der Infanteriemaschinengewehre und die Verstärkung der Artillerie durch Haubitzen, die Vorbereitung der Umbewaffnung der Fußartillerie und andere Dinge, die noch vor dem Kriege waren in die Wege geleitet worden. So wurde auch der Anwendung der Feldbefestigung, namentlich theoretisch, wieder mehr Beachtung geschenkt. Indirekt ist ja auch unsere neue Heeresorganisation eine Folge der dort als richtig erkannten Kriegslehren, wenn man vielleicht auch nicht wagte sie in ihrer ganzen Konsequenz in sich aufzunehmen.

Aber die Entwicklung, die wir nun erlebt haben, war nicht vorausszusehen, und das ist vielleicht in einer Beziehung gar kein Nachteil: dadurch wurde

verhindert, daß im Verhältnis zu unsern beschränkten Mitteln auf Kosten der Ausbildung und des Feldheeres zu sehr nur auf Vervollkommenung der technischen Hilfsmittel war hingearbeitet worden. Noch heute kann nicht verkannt werden, daß die Gefahr, der technischen Bewaffnung und den Befestigungen eine zu hohe Bedeutung beizumessen, nicht ganz überwunden ist. Noch hört man an der Grenze das Rollen schwerer und schwerster Geschütze, deren erstes Auftreten 1914 mit bangem Staunen war erkannt worden, bang, weil wir diesen Riesenungetümen nichts entgegen zu stellen hätten. Wohl hat kein Krieg bisher so sehr die Vorteile der Verteidigung in den Vordergrund gestellt. Aber auch nur da, wo sie nicht an starre Befestigungslinien gebunden war. Wie Kartenhäuser sind dagegen weitaus die meisten, für außerordentlich stark gehaltenen Festungen und Festungssysteme dem ersten Ansturm erlegen, weil sie den schweren Geschützen das geeignete Objekt für ihre Wirkung boten. Ihre Aufgabe aber war eine moralische Niederlage und eine Vernichtung großer finanzieller Werte, so daß sie oft noch gehalten wurden, wenn eigentlich die Vernunft ein Aufgeben gefordert hätte. So zeigte sich die Feldbefestigung als weit weniger empfindlich gegen diese schweren Geschütze, und keine Feldstellung ist unter ihnen zusammengebrochen, weil sie ihrer Wirkung ausweichen konnte. Das ist eine Lehre, an der wir nicht achtlos vorübergehen dürfen.

Kein Krieg hat aber auch so sehr die Ueberlegenheit des Bewegungskrieges gezeigt, wie der heutige. Wo Entscheidungen fielen, war es bisher im Bewegungskrieg. Und wenn nicht alles trügt, wird auch jetzt die Entscheidung an der für unerschütterlich gehaltenen Westfront in der Rückkehr zum Bewegungskrieg um jeden Preis gesucht. Das Erstarren der Fronten war eine abnormale Entwicklung, die sich aus den beidseitigen Stärkeverhältnissen ergab und die durch den heutigen Stand der Technik begünstigt war. Dem raschen Bewegungskrieg aber vermag die ganz schwere Artillerie nicht zu folgen. Diese Ueberlegungen werden uns die durch andere Verhältnisse bedingte Entwicklung unserer technischen und artilleristischen Hilfsmittel erleichtern und uns nicht in ungesunden einseitigen Ausbau verfallen lassen, so sehr er uns sonst vielleicht nahe zu liegen scheint. Wir dürfen auf dem bisher betretenen Wege bleiben und wenn wir daneben durch gefestigtere Ausbildung weniger leicht empfänglich werden für jedes Windehen, das von außen weht, und wenn wir aus ihr heraus unsere Ansichten weniger rasch wechseln, so werden wir auch davor bewahrt werden, das, was der und jener an ganz verschiedenen Orten und unter ganz anderen Verhältnissen gesehen haben, gleich „anwenden“ zu wollen und werden dafür aus solchen Erfahrungen mehr eigene Schlüsse ziehen, nicht zum Schaden für den Wert des Heeres.

Diejenige Waffe, die die rascheste Entwicklung durchgemacht hat, und eine Entwicklung der wir folgen können, ist das Maschinengewehr, das aus einer sehr gerne gesehenen Hilfswaffe im Laufe des Krieges zu einer Hauptwaffe geworden ist. Es ersetzt heute vielfach das kostbarste Kriegsmaterial, den Menschen. Das dürfte für uns von noch weit größerer Bedeutung sein, als für die Kriegführenden um uns herum. Ein Maschinengewehr ist in